

Christliches Profil heute

Eine Podiumsdiskussion

Noch sind die Strukturen der Volkskirche stark. Es bleibt nicht, wie es ist. Aktuell erfolgen Veränderungen im verfassten Christentum nicht wegen besserer Einsichten oder frommer Wünsche, auch nicht aus neuen gesellschaftlichen Anforderungen an die Kirche, sondern aus Sparzwang. 100.000 Kirchenaustritte jährlich und die seit Jahrzehnten schrumpfende Zahl von Taufen machen nicht nur den »mystischen Leib« schlanker, auch das Geld wird weniger. Jetzt müssen Prioritäten bestimmt werden. Was ist das »Kerngeschäft« – um ein Schlagwort der aktuellen Diskussion zu verwenden – von Kirche? Wo soll zukunftssträchtig investiert, was kann reduziert, auf welche Bereiche kirchlicher Betätigung muss ganz verzichtet werden? Andererseits: Führt die Besinnung aufs »Eigentliche«, wenige Jahre nach der Entdeckung der »Welt« als heilsgeschichtlichem Ort, zum Rückzug in die Sakristei? Wird die nächste Generation von Christen in den kleinen Gemeinschaften eines Ghettos leben? Die deutschen Bistümer setzen – z. T. mit Hilfe von Unternehmensberatern, seien sie willkommen oder nicht – Sparmaßnahmen um. Nach welchen Kriterien? Wie sieht der intelligente Rückbau aus, der einer christlich (mit-) geprägten Zukunft die Priorität vor reiner Traditionspflege und der Selbstgenügsamkeit einer Kleingruppe einräumt?

Mit der Moderation von **Michaela Pilters**, Leiterin der Redaktion »Kirche und Leben/katholisch« des ZDF und Vorsitzende der Gesellschaft Katholischer Publizisten Deutschlands (GKP), diskutierten auf dem KMF-Kongress

Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins, kath. Theologin und Germanistin, Inhaberin des Lehrstuhls für Christliche Soziallehre und Allgemeine Religionssoziologie an der Universität Bamberg, Vorsitzende von AGENDA-Forum katholischer Theologinnen e. V.,

Prof. Dr. Richard Hartmann, Bbr., kath. Theologe, Professor für Pastoraltheologie und Homiletik an der Theologischen Fakultät Fulda,

Dr. Thomas von Mitschke, Seniordirector bei der Beratungsfirma McKinsey und dort u. a. Betreuer von Kirchenprojekten,

Dr. Stefan Orth, kath. Theologe, Redakteur der Herder Korrespondenz, Freiburg.

Pilters: Warum ist das Thema »Christliches Profil heute« so wichtig?

Hartmann: Drei Stichworte: 1. In unserer Kirche gibt es zur Zeit offensichtlich nichts, was es nicht gibt. Die Art und Weise, wie sich die Kirche in der Öffentlichkeit darstellt, was die hauptamtlichen und ehren-

amtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Priester, die Bischöfe machen, ist so unterschiedlich, dass man nicht mehr weiß, um was es eigentlich geht. Was ist das Unverzichtbare auf der Inhaltsebene? Was sind schöne Dinge, auch Hobbys, die sein können, die es aber nicht braucht?

2. Wenn wir nicht wissen, was wir tun, was an erster Stelle steht, was sekundär oder tertiär ist, können wir auch nicht entscheiden, wohin die Ressourcen gehen sollen, wer was bezahlen soll und wer wofür wie zu arbeiten hat. Zuerst muss ich wissen, was ich mache, dann werde ich sehen, wie es zu organisieren ist und was ich mir leisten kann. An solchen Leitbildprozessen muss gearbeitet werden. 3. Der Bischof von Fulda hat mich in eine Kommission berufen, die den Leitbildprozess für die Diözese entwickeln soll. Dieser Pastoralprozess, der als geistlicher und als organisatorischer Prozess angefangen hat, steht unter dem Leitwort: »Um der Menschen willen – gemeinsam auf der Suche nach Gott«. Dieser schön klingende Titel scheint mir eine wesentliche Maßgabe für das zukünftige Profil unserer Kirche zu sein.

Orth: Ich komme in unterschiedliche Gottesdienstgemeinden. In den meisten Fällen versammeln sich dort alte Leute und ich frage mich oft: Wie wird diese Gemeinde in zwanzig, dreißig Jahren aussehen? Was werden die Christen in Zukunft alles zu tun haben, was wird aus den Gebäuden, aus den Strukturen? Gelegentlich habe ich die Sorge, dass Christsein in der Zukunft so etwas wie Nachlassverwaltung sein könnte. Das darf nicht sein. Wir haben heute, weil die Strukturen noch sehr gut sind, die Möglichkeit, uns rechtzeitig zu überlegen, was wir wirklich wollen, was wirklich wichtig ist, welche Prioritäten wir setzen müssen.

Mitschke: Die Institution Kirche ist zunehmend einem signifikanten Vertrauensschwund ausgesetzt. Gestern wurden die Ergebnisse der bisher größten Online-Umfrage veröffentlicht. Leider mit der für die Katholische Kirche bedauerlichen

Erkenntnis, dass ihr 45% der Bevölkerung die Note fünf bis sechs geben. Nur die politischen Parteien und der Bundestag werden schlechter, sogar die Gewerkschaften werden besser beurteilt. Dieses Misstrauen reicht weit, auch in die Teile der Katholiken, die eine hohe Kirchenbindung haben. Wenn nicht eine Schärfung des christlichen Profils gelingt durch eine Rückbesinnung auf die Kernbotschaften des Evangeliums, läuft die Institution Gefahr, nicht nur gesellschaftspolitisch an Bedeutung zu verlieren, sondern auch ihrem Auftrag gegenüber den Menschen nicht mehr gerecht zu werden.

Heimbach-Steins: Das Thema hat zu tun mit aktueller Kirchengeschichte. Geschichte *live*. Wir reden schon lange über das Ende der Volkskirche. Trotzdem leben wir in den kirchlichen Strukturen, vor allem in den süddeutschen Ländern, noch relativ stark wie mitten in volksskirchlichen Zeiten. Das führt zu Reibungen und einer wachsenden Krisenerfahrung. Ich nehme gerne das Wort Wachstumskrise auf: Krisen, die sein müssen und ein Mehr an Authentizität bewirken können. Meine Profession ist es, mich mit Sozialethik, auch der des kirchlichen Lebens, zu beschäftigen. Kein sehr beliebtes Thema in meinem Fach, weil man dabei immer unbequem werden muss. Aber die Kirche braucht das, wenn sie sich entwickeln, wenn sie durch Krisen wachsen will. Vielleicht habe ich noch ein gewisses Plus: Ich glaube, dass ich als Theologin gute Voraussetzungen dafür habe, in der Krise auch Positives zu sehen. Denn als Frauen in der Theologie sind wir gewohnt und gezwungen, das Nichtselbstverständliche zu vertreten, weil wir keine selbstverständlichen Orte haben. Kurz zur Illustration: Als ich vor sieben Jahren an

die Universität Bamberg berufen worden bin, war ich in Bayern die erste Frau auf einem theologischen Lehrstuhl. Ich bin heute – Gott sei Dank – nicht mehr die einzige. Aber noch vertreten wir Frauen in der Theologie das Nichtselbstverständliche. Ich möchte dazu ermutigen, das Nichtselbstverständliche nicht als Bedrohung, sondern als Chance zu verstehen.

Pilters: Wir sind uns mit vielen einig: Handlungsbedarf ist gegeben. Es ist notwendig, an den Strukturen, am Leben der Kirche wie sie heute ist, etwas zu verändern. Aber in welche Richtung soll es gehen? Wer entscheidet, was verändert werden muss? Wer analysiert? Wir reden über christliches Profil heute: was verstehen wir überhaupt unter Profil? Das Wort »Profil« wird normalerweise gebraucht von einem Autoreifen: da soll es möglichst hoch sein. Man redet auch von »Profil«, wenn es Ecken und Kanten gibt. Aber manchmal hat man den Eindruck, wenn Profil gezeigt werden soll, soll es möglichst wenig Ecken und Kanten geben, es soll irgendetwas abgeschliffen werden. Verständigen wir uns darüber, was wir unter »Profil der Kirche« verstehen. Wie definiert ein Unternehmensberater das?

Mitschke: Das Profil der Kirche müsste sein, dass sie gegenüber anderen unverwechselbar ist. Da sind die drei Grundelemente, die auch die Aufgaben- und Zielsetzung bestimmen: *Diakonia*, *Martyria* und *Liturgia*. Es ist entscheidend, dass in allen Dingen, die die Kirche tut, diese drei Komponenten klar zu erkennen sind, damit sie unverwechselbar ist gegenüber anderen Institutionen und Organisationen. Konkret: Wenn die Kirche einen Kindergarten betreibt, muss dieser katholische Kindergarten ein katholisches Profil haben. Dort hängen in den Zimmern Kruzifixe, dort wird

mit den Kindern gebetet, dort besteht ein klarer Unterschied zu anderen Kindergärten deshalb, weil zur exzellenten, aufgabengerechten Betreuung der Kinder die christlich-katholische Erziehung hinzukommt.

Hartmann: Ja und nein! Natürlich, das Profil der Kirche wird darin bestehen, dass sie Räume für Gott erschließt nach den Maßgaben von *Diakonia*, *Martyria*, *Koinonia* und *Liturgia*. Ich nehme die *Koinonia*, die Gemeinschaftsbildung, ausdrücklich dazu. Aber die Beschreibung dessen, was einen katholischen Kindergarten ausmacht, hat mir nicht gefallen. Und zwar weil – daher habe ich Bauchweh bei dem Stichwort »Kernbotschaft des Evangeliums« – sich nicht alles zusammenschmelzen lässt auf ein paar materielle, festmachbare Dinge. Ich definiere den Kindergarten nicht zuerst von der Verkündigungsaufgabe, der *Martyria*, her, sondern von der *Diakonie*: Das ist es, was Christen auszeichnet. Sie sind in der Not der Menschen präsent und helfen. Kirche kann sich darin profilieren, dass sie einen Raum des Lebens erschließt, in dem nicht zuallererst von Jesus erzählt wird. Ich kann mir Situationen vorstellen, in denen der Dienst von Ordensschwestern zuerst dem Leben der einzelnen Menschen in Not dient und nicht der Glaubensverkündigung. Das lässt sich auf einen Kindergarten übertragen: Die Art und Weise der Zuwendung macht das Besondere aus und den Unterschied zu anderen Trägern von Sozialeinrichtungen.

Heimbach-Steins: Ich fände es nicht gut, eine Konkurrenz aufzumachen zwischen Verkündigung und Diakonie. Das Eine darf das Andere nicht ausschließen. Verkündigung muss diakonisch sein und Diakonie muss zeugnishaft sein. Der Kindergarten

ist in erster Linie dazu da, Kindern in einer bestimmten Lebensphase einen Lebens-, Lern- und Sozialisationsraum zu eröffnen. Das gilt für einen katholischen wie für einen evangelischen oder auch für einen muslimischen Kindergarten. Dennoch glaube ich, dass ein katholischer Kindergarten, wenn er Kindern diesen Dienst an ihrer Vorbereitung für das gesellschaftliche Leben anbietet, dies verbinden sollte mit der Chance, in einer kindgemäßen Weise ein Modell der Lebensdeutung, der Sinnerspektive für ihr Leben zu eröffnen. Es dürfen durchaus biblische Geschichten erzählt werden, es darf von Jesus erzählt werden, es sollte gebetet werden usw. Ich wehre mich dagegen, Verkündigung und Diakonie gegeneinander zu stellen. Was sind Kernaufgaben? Wenn wir die Aufgaben trennen, kommen wir auf eine schiefe Bahn.

Orth: Was Sie, Herr Hartmann, sagen, überzeugt in einem selbstverständlichen Christsein in den überkommenen Strukturen. Aber es stellt sich schon die Frage: Was unterscheidet den katholischen von anderen Kindergärten, in dem die Erzieherinnen auch das Beste für die Kinder wollen. Die diakonische Dimension gibt es dort auch. Wenn wir nicht deutlich machen können, was unsere besondere Motivation ist, dann ist es nicht nötig, den Kommunen die Aufgabe der Kindergärten abzunehmen. Lieber weniger konfessionelle Kindergärten und soziale Einrichtungen, aber die mit mehr Profil.

Mitschke: Zum Profil gehört auch Mut. Die Kirche sollte zum Teil sehr viel mutiger für ihre Positionen einzutreten. Beispiel Kindergarten: Nicht angstvoll versuchen, wie mache ich es allen gerecht, wie ecke ich auf keinen Fall an. Biblische Geschichten

erzählen, Kruzifixe aufhängen sind Teil einer mutigen Position.

Hartmann: Natürlich wäre es falsch zu sagen, in einem kirchlichen Kindergarten soll nicht gebetet werden. Aber ich greife die Position an, christliches Profil mache sich zuerst an äußeren und materiellen Dingen fest. Ich bin wie alle hier der Auffassung, dass sich die katholischen Sozial Einrichtungen sehr wohl herausheben müssen durch ein eindeutiges »Mehr«. Woran wird dieses Mehr deutlich? Für mich fängt das z.B. mit der Elternarbeit in den Kindergärten an. In welcher Weise werden christliche Lebensdeutungen in den Gesprächen über Erziehung eingebracht? Haben Erzieherinnen und Katechetinnen mehr Zeit, gibt es auch ein höheres Personaldeputat als in staatlichen Kindergärten? Ein Mehr an Zuwendung, Lebensweisheit und Lebensdeutung, wofür die Trägerinstitution Raum, Finanzen und Fachbegleitung im religiösen Bereich zur Verfügung stellt. Kindergärten, in denen dieses Mehr auch strukturell nicht geschaffen wird, müssen in unserer Kirche geschlossen werden. Ich reagiere auch deswegen so scharf auf die Einführung Kreuze, Gebet und Bibelstunde, weil sie viele Elemente katholischer, auch verbandlicher Jugendarbeit infrage stellt und zerstört. Das christliche Zeugnis braucht den weiten Horizont. Ich stimme Frau Heimbach-Steins zu: Wir brauchen ein neues Integrationsmodell von Verkündigung und Diakonie.

Pilters: Das heißt, Sie würden nicht weniger fordern, sondern noch mehr?

Hartmann: Mehr, ja!

Pilters: Wer definiert, worin dieses katholische Profil besteht? Ist es z.B. die Bedingung, dass Angestellte katholisch sein

müssen? Ist es die kirchliche Trägerschaft? Wodurch entsteht Profil, wer definiert es?

Heimbach-Steins: Das ist kaum pauschal zu beantworten, unabhängig von bestimmten Bereichen des kirchlichen Engagements. Jede katholische Einrichtung kann klären, was an ihr katholisch ist. Das entscheidet sich an bestimmten Bezügen zum katholischen Glaubensgut, zu dem, was man als Auftrag für sich akzeptiert. Die Frage ist, wer ist jeweils konkret der Arbeitgeber, wer hat das Entscheidungsrecht, wer gestaltet eine solche Institution? Eine eindeutige Definition des »Katholischen« ist in diesem Zusammenhang kaum zu geben. Eindeutig gehört dazu, dass man mit allen Beteiligten, den kirchlichen Verantwortlichen *und* mit den Mitarbeiterstäben über das Profil nachdenkt. Das Profil kann nicht einfach dekretiert werden. Dazu gehört ein Prozess der Kommunikation, es hat mit der Ausdeutung des Glaubens zu tun, mit lebendiger Tradition. Eben: wir machen Kirchengeschichte live. Ihnen mag dieser Antwortversuch zu unkonkret sein. Aber ich bin keine Juristin, die über Arbeitsrecht redet. Ich möchte das Profil theologisch klären, daher: Profil definiert sich durch die Kommunikation derer, die daran beteiligt sind.

Hartmann: Drei Ausrufezeichen! Wo geschieht diese Kommunikation? Wo sind dafür Raum, Zeit und Ressourcen? Oder: Was ist das Profil eines katholischen Pfarrfestes? Ist es daran zu erkennen, dass die Preise billiger sind? Oder dass das Werben für irgendwelche Aktionen lauter ist? Oder ist es daran zu erkennen, dass ein Raum für Kommunikation und Begegnung für Fremde, für Neue, für Andere da ist? Wie wird das miteinander besprochen, geplant und vorangetrieben? Wir müssen in allen

Bereichen intensiv die Kommunikationsprozesse verbessern.

Orth: Zu einem anderen, konkreten Beispiel: das katholische Krankenhaus. In dieser Institution mit starken Eigengesetzlichkeiten, in der es einen hohen Anspruch an Professionalität gibt, an die Ärzte und das Pflegepersonal, ist es schwierig, diesen offenen Prozess voran zu treiben. Der Träger allein kann das katholische Profil nicht ausmachen. Schon heute aber haben wir große Schwierigkeiten, in den pastoralen Berufen ausreichend Menschen mit einer entsprechenden Überzeugung zu finden. In Zukunft wird es noch weniger gelingen, katholische Krankenhäuser nur mit katholischen Ärzten und Pflegern zu führen. Ich plädiere dafür, sich dann aus der Trägerschaft zurück zu ziehen und mehr in die Seelsorge an allgemeinen Krankenhäusern zu investieren. Man muss akzeptieren, dass wir nicht mehr flächendeckend eine christliche Gesellschaft strukturieren können. Wir müssen uns darauf beschränken, exemplarisch an bestimmten Orten aufzuzeigen, was uns als Katholiken oder überhaupt als Christen wichtig ist.

Pilters: Im Managementbereich kennt man ja diesen wunderbaren Begriff *Corporate identity*. Ein Betrieb sagt, wir sind BMW, wir sind dies oder jenes, das ist unser Profil. Das wird von der Firmenleitung bestimmt. Lässt sich das Modell auf die Kirche übertragen?

Mitschke: Ja und nein. Wenn man Profil inhaltlich zurückführt auf die Kernpunkte des Evangeliums, kann man es mit Einschränkungen übertragen. Andererseits ist Kirche auch – das unterscheidet sie von großen Unternehmen – das Miteinander von Menschen, die dieser Kirche

angehören: vielfältig, mit unterschiedlichen Bedürfnissen, mit unterschiedlichen Formen der Lebensbewältigung und individuellen Erfahrungen Gottes. Sie alle verhindern ein geschlossenes Markenprofil wie bei Coca-Cola, das in aller Welt identisch und klar erkennbar ist. Das Spannungsfeld des Unterschiedlichen ist die große Herausforderung. Einerseits muss die Vielfalt erhalten werden, andererseits gilt es, den Kern, das Gemeinsame und Verbindliche, kenntlich zu machen. *Corporate identity* der Kirche ist für mich das Kreuz – ich habe es vorhin bewusst angesprochen – auf den sich der Kern der christlichen Botschaft zurückführen lässt. Es ist das Zeichen, an dem man die Kirche erkennen kann.

Pilters: Da hat wohl auch Herr Hartmann nichts dagegen?

Hartmann: Mir stellt sich die Frage, ob nicht die Kommunikationsräume, die den Prozess des Miteinanders, des gemeinsamen Gestaltens und Bewältigens der Lebensfragen und der Suche nach Antwort auf die Frage nach Sinn, nach Gott ermöglichen, ob diese Kommunikationsräume nicht zur *Corporate identity* zu zählen sind. Überall in Deutschland wird das Verhältnis zwischen Pfarrgemeinde- und Priesterzahlen daran festgemacht, ob alle Gemeinden mit einem eigenen Priester besetzt werden. Meine These: Es ist zu überprüfen, ob an jedem Kirchort wirklich eine Gemeinde lebt. Wenn ja, wird auch eine Gemeinde bleiben. Wenn dort keine Gemeinde lebt, wenn dort nur ein Angebot von Gottesdiensten ist, die Individuen unabhängig voneinander besuchen, dann wird es dort keine Gemeinde, auch keinen Gottesdienst mehr geben. Ein Unternehmensberater sagte: Ihr macht es an manchen Orten so,

wie eine Bank es nie machen würde: Ihr macht die Filialen zu und lasst die Firmenschilder dran. So sehen manche Kirchen in Deutschland aus. Da müssen auch die Symbole entfernt werden. Der Gemeindeprozess, in dem die Gegenwart Gottes gesucht und gefunden werden kann, muss das Kriterium sein, ob »Kirche« da ist und dort auch personell investieren soll.

Pilters: Das ist aber keine Kategorie, mit der ein Unternehmen auf Wirtschaftlichkeit geprüft würde. Ist das christliche Profil überhaupt verträglich mit der Sicht der Kirche als Wirtschaftsunternehmen? Hat die Kirche nicht andere Ideale und andere Aufgaben als Wirtschaftlichkeit? Begegnen Sie, Herr Mitschke, oft der Frage, was denn McKinsey bei der Kirche zu suchen habe? Sind eine Unternehmensphilosophie und der kirchliche Auftrag überhaupt vergleichbar?

Mitschke: Ich sehe das Vorurteil eher in der fachjournalistischen Auseinandersetzung. Persönlich habe ich es kaum erfahren. Es hängt damit zusammen, dass auf der einen Seite bei einigen (Amtsträgern der Kirche – *Ergänzung der Redaktion*) Berührungspunkte vorhanden sind, sich mit wirtschaftlichen Konzepten und Prinzipien auseinanderzusetzen. Das hat aus meiner Sicht zwei Hauptursachen: 1. die Stellung von Wirtschaft und Unternehmern in unserer Gesellschaft. Sie werden, zurückgehend auf die 68er Jahre, zum Teil sehr kritisch gesehen. 2. Eine Instrumentalisierung der Theologie, in die man sich zurückzieht und sagt: Die Kirche ist einzigartig, sie ist mit nichts vergleichbar. Das sind Immunisierungen. Gott offenbart sich real in dieser Welt. Wer diese Welt bejaht, muss auch die wirtschaftlichen Zusammenhänge akzeptieren. In sie hat sich

auch die Kirche einzufügen. Die christliche Botschaft – Belege dafür gibt es genügend im Neuen Testament oder auch in der Ordensregel des Hl. Benedikt – hat ein durchaus gesundes Verhältnis zu Geld und zu Organisationsregeln. Manches moderne Unternehmen wäre besser geführt, wenn es sich konsequent an die Regeln hielte, die Benedikt zur Führung eines Klosters aufgestellt hat. Entscheidend ist, dass man die Dinge auseinander hält: Zu analysieren, zu beurteilen und zu erhalten ist nach ökonomischen Kriterien die wirtschaftliche Handlungsfähigkeit der Kirche; die Einnahmen müssen die Ausgaben decken. In einigen Diözesen klappt das momentan auseinander. Sehr schnell kommen wir jetzt auf die These: Man muss die Tätigkeiten der Kirche auf die Kernaufgaben zurückfahren, um wieder Handlungsfreiheit zu gewinnen. Das Thema Kernaufgaben ist wichtig – für mich aber viel wichtiger unter dem Aspekt Profil, weniger unter dem Aspekt wirtschaftliche Handlungsfähigkeit. Denn noch hat die wirtschaftliche Handlungsfähigkeit der Kirche enorme Reserven: im Verwaltungsbereich in den einzelnen Bistümern, auch in der verstärkten Zusammenarbeit der Diözesen. Hier muss angesetzt werden, bevor man wegen finanzieller Zwänge wesentliche Teile des sozialen Engagements der Kirche aufgibt.

Heimbach-Steins: Ich teile diese Einschätzung weitgehend und möchte sie theologisch verstärken. Wir sollten, wenn wir über die Zukunftsfähigkeit der Kirche nachdenken, immer die Prämisse beachten, dass Kirche kein Selbstzweck ist. Kirche steht unter einem Auftrag: Das Evangelium muss verkündet werden. Die Kirche ist für die Einlösung dieser Botschaft da. Wenn diese Prämisse allen klar ist, dann

wird es auch leichter, über historisch sich wandelnde Gestalten der Kirche nachzudenken. Es gibt keinen kirchlichen Status Quo, der per se schützenswert wäre. Es gibt die Frage, an der sich Prozesse und Verantwortung auszurichten haben, ob das, was Kirche zur Zeit ist und was sie sein möchte, der Einlösung ihres Auftrags dient. So wird man die Kirche nie nur als Wirtschaftsunternehmen sehen. Aber wirtschaftliche Notwendigkeiten sind, das erleben wir heute eindringlich, ein Auslöser, den auch die Kirche braucht, damit sie sich verändern kann. Und sie muss sich permanent verändern! Je schwerfälliger der Apparat wird, je mehr Kirche Institution wird, desto größer ist die Notwendigkeit und zugleich die Schwierigkeit, sie zu verändern. Zum institutionellen Rahmen, in dem sich Kirche heute präsentiert, gehört es, die Verantwortung für die wirtschaftlichen Dinge wahrzunehmen. Das ist vor allen Dingen eine Verantwortung für Menschen und vor Menschen, die in der Kirche arbeiten oder für die Kirche arbeitet.

Pilters: Wenn Kirche nicht für sich selbst da sein soll, wieso gewinnen gerade Journalisten manchmal den Eindruck aus kirchlichen Erklärungen und kirchlichem Auftreten, dass sie nur mehr um sich selbst rotiert? Kirche, ein Selbstzweck?

Orth: Erstens: Ein deutliches Ja. Es gibt viele kirchliche Papiere, Verlautbarungen, Themen, Tagungen, bei denen man sich fragt, welche Wirklichkeitshaftung sie haben und inwiefern sie gesellschaftlich relevant sind. Wissen die Verantwortlichen überhaupt, was die Leute wirklich interessiert und welche Konsequenzen die Äußerungen haben – oder besser nicht haben? Zweitens: eine Einschränkung. Natürlich ist just dieses Thema, mit dem wir uns hier

beschäftigen, eine Form des Kreisens um sich selbst. Nachdenken über die Strukturen bedeutet eine gewisse Selbstbezogenheit, die aber notwendig ist, um in Zukunft weiterhin nach außen wirken zu können.

Pilters: Herr Hartmann, Sie sind ja auch in der Priesterausbildung tätig. Werden denn die Priester darauf vorbereitet, solche Diskussionen zu führen?

Hartmann: Ja. Aber: Ich erlebe in der pastoraltheologischen Ausbildung, dass die Erwartungen an die Vermittlung von Wissen und Fähigkeiten extrem hoch sind. Wir haben nicht die Chance, ein Semester lang nur über die Frage von strukturellen Rahmenbedingungen kirchlichen Handelns nachzudenken. Dazu müsste ein weiteres Semester kommen über Profilierungsprozesse in Gemeinden und in der Kirche. Noch eines über das Wesen von Gemeinde, und so fort. Vieles von dem, was bedacht werden muss, bedarf des *Learning-on-the-job*, d.h. Lernen, Erfahren, Begleitung und neues Lernen. In der Begleitung der Praxis, z.B. in Kaplanswerkwochen, fragen wir nach konkreten Zeitanalysen. Was kosten manche nutzlosen Sitzungen an Arbeitszeit? Es ist nicht das einzige Kriterium, aber man sollte wissen, was es kostet, wenn für eine Frühmesse mit zehn Besuchern Messner, Heizung etc. bezahlt werden müssen.

Orth: Müssen denn auch die Priester all das machen, was sie heute machen? Für mich ist der Priester in erster Linie jemand, der Gottesdienst feiert und Seelsorger ist – in der Praxis sieht das anders aus.

Hartmann: Natürlich muss er nicht alles machen. Die Priesterstudie von Zulehner hat deutlich gezeigt, dass die Priester trotz gleicher Ausbildung und Ähnlichem sehr

unterschiedliche Typen sind und bleiben. Es wird und muss nicht jeder Priester der fähige Manager von einem Pfarrseelsorgeverbund mit sechs, sieben Pfarreien sein, der auch noch die Verwaltungsleitung und Hausmeistertätigkeiten übernimmt. Er könnte vieles davon abgeben. Das hängt an seiner Persönlichkeitsstruktur. Ich wünsche mir den Priester mehr als Seelsorger. Viele Haupt- und Ehrenamtliche könnten Aufgaben vom Priester übernehmen.

Heimbach-Steins: Ich stimme dem zu. Nur muss man dann konsequent darüber nachdenken, wie diese Postulate auch in kirchliche Strukturen übersetzt werden. Es kann nicht der Kreativität und dem Engagement einzelner Amtsträger überlassen bleiben zu sagen, ich gebe dies und jenes ab, ich motiviere die Ehrenamtlichen. Der effiziente Ressourceneinsatz ist eine Frage an die kirchlichen Strukturen. Plakativ formuliert: Man sollte Personal gemäß Kompetenz und nicht nach traditionell eingefahrenen Zuständigkeiten einsetzen. Es muss z. B. nicht mehr jede Leitungsstelle in der Kirche mit einem Priester besetzt sein. Gott sei Dank ist das schon nicht mehr ganz so. Aber es gibt noch viele Gestaltungsmöglichkeiten. Warum muss der Finanz-, der Verwaltungschef einer Diözese ein Priester sein? Warum wird da nicht ein tüchtiger Manager eingestellt?

Mitschke: Eine Institution wie die Kirche lebt von der Überzeugungskraft und Stärke ihrer führenden Mitarbeiter. Ich würde als Kirche soweit wie möglich alle freien Ressourcen für die professionelle Ausbildung, Betreuung und Begleitung der Mitarbeiter einsetzen und sie nur für die Funktionen einsetzen, für die sie geeignet sind. In der Ordensregel des Hl. Benedikt steht für den Abt sinngemäß: Setze deine Brüder ent-

sprechend ihren Stärken ein; wenn jemand ein guter Musiker ist, dann zwingt ihn nicht, den Küchendienst zu machen. Das wäre eine Verschwendung von Ressourcen. Gott hat jedem bestimmte Fähigkeiten gegeben, entsprechend soll man Menschen einsetzen und so eine *win-win*-Situation für beide Seiten erzeugen. Das ist der entscheidende Punkt, an dem man anzusetzen hat. Die Kirche hat sich im II. Vatikanum definiert als die pilgernde Schar Gottes durch die Zeiten: ein wunderbares Bild. Das heißt nämlich, diejenigen, die pilgern, brauchen auch charismatische Führer, die vorangehen. Das sind die Mitarbeiter der Kirche. Pilgern heißt offen sein für die Herausforderungen, die sich auf dem Weg von einer Landschaft in die andere ergeben. Bei Regen, bei Dürre am Ziel festhalten. Aber zum Teil beobachtet man eine Wagenburgmentalität, die defensiv rückwärts ausgerichtet ist. Sie hält an historisch überbrachten Kommunikationsformen und -strukturen fest, die nicht mehr verstanden werden. Viele Floskeln werden gebetsmühlenartig wiederholt, aber nicht mehr verstanden. In dem Moment, in der die Kirche nicht mehr in der Lage ist zu kommunizieren, nicht mehr verstanden wird, hat sie verloren.

Pilters: Ein ganz wichtiger Punkt: Kommunikation. Jetzt möchte ich Ihnen aber noch entgegen halten: Diejenigen, die die Bischofsberufungen machen, glauben schon, dass sie die Würdigen und Richtigen auswählen. Es findet ein, wenn auch geheimer, Auswahlprozess statt. Für mich ist die Frage: Sind die Kriterien der Auswahl falsch?

Hartmann: Es gibt bei den Kriterien zur Berufung eines Bischofs wie auch bei der Priesterberufung zwei gegenläufige Ten-

denzen. Die eine: er muss ein guter Seelsorger, Theologe, Gesprächspartner und Spiritual sein. Die andere: er muss der General seines Bistums oder Pfarrei sein. Mir scheint, dass Roms Kriterien sich stärker an theologischen Definitionen festmachen als an der Frage von Leitungskompetenz und Management. Ich möchte aber auch nicht unbedingt einen Manager als Bischof haben.

Mitschke: Konzerne haben für die Leitung ihrer Regionalgesellschaften eine Stellenbeschreibung mit bestimmten Kriterien. Für einen Bischof könnten die heißen: guter Seelsorger, guter Theologe u.a. Aber der Bischof muss nicht nur ein guter Seelsorger sein, er hat auch eine definierte Leitungsfunktion. Entsprechende Kriterien müssten aufgenommen werden. Außerdem vertritt er die Kirche nach Außen, in unserer Medien- und Kommunikationsgesellschaft ist das nicht zu vernachlässigen. Also auch die Kriterien soziale Kompetenz, öffentliches Auftreten usw. Aus allen ergibt sich ein Anforderungsprofil. Natürlich kann nicht jeder diesem Anforderungsprofil entsprechen. Ich kann mir vorstellen, dass ein Teil der Bischöfe mit einer Aufgabe konfrontiert ist, die sie überfordert. Sie sind hervorragende Theologen, sie sind exzellente Professoren, sie sind überzeugende Seelsorger, aber sie sind nicht immer der überzeugende charismatische General.

Orth: Uns wird es hier nicht weiterhelfen, über Bischofsnennungen zu reden. Auf lange Zeit wird die Voraussetzung für das Bischofsamt das Priesteramt sein, die Auswahl ist dadurch begrenzt. Es wäre uns hingegen viel geholfen, wenn alle Positionen, die heute schon nach Kanonischem Recht mit Laien, auch mit Frauen, besetzt werden könnten – das wird in bischöfli-

chen und zum Teil in vatikanischen Dokumenten auch empfohlen – wirklich mit kompetenten Menschen besetzt würden, die den Bischof unterstützen, damit der sich stärker seinen theologischen und seelsorgerlichen Aufgaben widmen könnte.

Hartmann: Wie in den Pfarreien.

Heimbach-Steins: Ich stimme zu. Wir sollten das Thema nicht auf Bischofsernennungen eng führen. Ich möchte die Frage erweitern: Wie sieht die allgemeine »Rekrutierung geistlichen Personals« aus? Wenn sich nicht viele auf den Weg machen, muss man erst Recht sehr genau hinsehen. Der Priesterweihe geht ein bestimmter Ausbildungsweg und ein Entscheidungs- und Unterscheidungsprozess voraus, für den es Verantwortliche in den Bistümern gibt. Es ist sehr schwierig, über Berufungen zu entscheiden. Die Verantwortungsträger sind gut beraten, wenn sie gerade in einer Zeit schwachen Andrangs an den Türen der Priesterseminare genauer prüfen, wer kommt. Sind das die Fähigen? Die Aufgabe, die auf sie zukommt, ist schwer. Es ist ja nicht so, dass sich das Amt dann, wenn man es hat, selbst trägt. Eine kleine Bemerkung zum Heiligen Geist: Er ist kein Konkurrent zu menschlichen Talenten, er ist auch nicht der auf der Ersatzbank, den man ruft, wenn es nicht klappt. Das Unterscheidungsvermögen der kirchlichen Verantwortungsträger bei der Prüfung der Kandidaten ist aufs Äußerste gefordert. Es ist gefährlich, wenn man den Heiligen Geist an der falschen Stelle bemüht: das führt zu ideologischen Verwirrungen und zu menschlichen Tragödien. Beides kann die Kirche nicht wollen.

Pilters: Zurück zum Thema Kommunikation. Wie wichtig ist die Befähigung zur Kom-

munikation für das Profil des Christen heute? In der bereits zitierten Online-Umfrage ist ein wesentlicher Kritikpunkt: »Kirche ist nicht durchschaubar«.

Mitschke: Ja, vor allem der Katholischen Kirche spricht man Transparenz, Änderungsfähigkeit und auch die »Wirtschaftlichkeit« ab, also die Fähigkeit, effizient mit ihren Ressourcen umzugehen. Zur Kommunikation: Was nützen die besten Inhalte, wenn die Kirche nicht in der Lage ist, sie zu kommunizieren? Überzeugte Mitarbeiter müssen diese Sprachlosigkeit überwinden. Es geht nicht um eine Anpassung der Inhalte an den Zeitgeist. Aber die Art und Weise, sie zu kommunizieren, sie »rüber zu bringen«, muss auf die Zeit ausgerichtet sein. Die Gleichnisse Jesu sind in der Sprache, in der Form und in den Begebenheiten seiner Zeit formuliert. Entsprechend muss auch die Kirche enorme Anstrengungen unternehmen. Die neue Studie zeigt, dass gerade bei jüngeren Menschen das Vertrauen in die Kirche gering ist, obwohl bei ihnen das religiöse Bedürfnis groß ist. Um Zugang zu ihnen zu finden, muss die zum Teil vorherrschende Sprachlosigkeit überwunden werden.

Heimbach-Steins: Auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens, des kirchlichen Selbstvollzugs und in der Theologie ist das Thema Kommunikation ein zentrales. Wenn die Kirche unter dem Auftrag steht, eine Botschaft weiterzugeben, aber nicht weiß, wem sie diese Botschaft bringen will und welche Sprache die Adressaten verstehen, dann ist sie zum Scheitern verurteilt. Deswegen ist es nötig, dass wir uns neu auf die Impulse besinnen, die vor vierzig Jahren das Konzil auf eine sehr innovative Weise gegeben hat. Vieles davon haben wir entweder schon wieder verloren, oder

es ist uns noch gar nicht in Fleisch und Blut übergegangen: Kirche in der Gegenwart, in der Welt von heute zu sein und Kirche als ein Teil dieser Welt von heute zu sein. Das heißt alles andere als dem Zeitgeist nachgeben. Wir müssen die Kultur kennen, in die hinein wir sprechen. Das ist in Deutschland eine andere als in Brasilien oder Korea. Die Adressatenorientierung ist der springende Punkt. Ich erlebe das als Beraterin einer Bischöflichen Kommission, in der viele Papiere produziert werden. Da wird dann gefordert, etwas zu schreiben zu den Sozialstaatsreformen, zu Kirche in der Zivilgesellschaft oder anderen wichtigen Themen. Regelmäßig zu spät wird gefragt: Für wen schreiben wir das eigentlich? Verschiedene Zielgruppen erfordern verschiedene Text-Sprachen und -Formen. Das sind Kommunikationsprobleme im innerkirchlichen Bereich und es sind zugleich Effizienzprobleme. Sie bestehen im gesamten Verkündigungsbereich: es herrscht häufig zu viel Distanz zu denen, die erreicht werden sollen.

Hartmann: Ein weiteres Beispiel: das Kommunikations- und Beziehungsgeflecht zwischen institutioneller Diakonie, also dem Caritasverband, und der Kirche, den Gemeinden. Die Online-Studie zeigt, dass der Caritasverband ein wesentlich besseres Ansehen hat als die Katholische Kirche. Leider haben die beiden sich in den letzten vierzig Jahren immer mehr voneinander entfernt, sie haben sich institutionell getrennt. Wir müssen neu entdecken, dass die diakonischen Aufgaben der Gemeinde nicht durch eine anonyme Institution gemacht werden. Ein neuer Kommunikations- und Beziehungsprozess ist notwendig. Die Caritasinstitutionen brauchen ehrenamtliches Engagement aus den

Gemeinden, die Gemeinden können effizienter helfen, wenn sie wissen, mit wem sie im Caritasverband zusammenarbeiten.

Mitschke: Die Bürger unterscheiden sehr genau: Die Priester haben ein sehr hohes Ansehen. Zunehmend weniger Vertrauen wird der Institution Kirche entgegengebracht.

Pilters: Das ist Teil einer Gesamtbewegung in der Gesellschaft: auch die Gewerkschaften, die politischen Parteien sinken im Image. Wo jemand konkrete Erfahrungen mit Menschen macht, z.B. mit dem Kommunalpolitiker vor Ort, wird auch das Engagement anerkannt. Man ist aber schnell bereit, sich an Institutionen und Strukturen zu reiben.

Heimbach-Steins: Trotzdem können wir die Kirche nicht so leicht aus der Affäre ziehen. Die Katholische Kirche hat gegenüber anderen Institutionen ein verschärftes Problem wegen ihrer institutionellen Gestalt, der Art und Weise, wie in ihrem hierarchischen Aufbau Macht organisiert ist. Diese Gestalt wird weithin als inkompatibel mit dem Lebensgefühl von Menschen in unserer Gesellschaft erfahren. Das ist eines der Grundprobleme der Kirche.

Pilters: Und wie müsste man Ihrer Meinung nach damit umgehen?

Heimbach-Steins: Ich habe kein Patentrezept. Aber ich glaube, dass das Stichwort Kommunikation ein Schlüssel ist. Wenn die, die Verantwortung tragen und Macht ausüben, dies in einer transparenten und kommunikationsoffenen Weise tun, kann einiges gewonnen werden.

Pilters: In unserem Vorgespräch war meine erste Äußerung, dass wir, wenn wir über »christliches Profil« diskutieren, über

den/die Einzelnen sprechen müssen. Aber wir haben uns darauf verständigt, dass wir die Fragen, die im Programm angegeben sind, abarbeiten und wir uns die Frage nach dem Einzelnen und seinem Anteil am christlichen Profil für die jetzt folgende Schlussrunde aufheben.

Hartmann: Am meisten beunruhigt mich, dass sich sehr viele Christgläubige an der Kirche traurig abgearbeitet haben. Kirche wird dort ihr Profil haben, wo Räume entstehen, in denen Gott erkennbar und erfahrbar ist. Mein Wunsch ist, dass möglichst viele an vielen Orten mit vertrauensbildenden Maßnahmen die Machtfrage überwinden helfen.

Orth: Die Antwort mag vielleicht etwas klassisch klingen: Christliches Profil, so glaube ich, speist sich aus den Gemeinschaften, die regelmäßig miteinander Gottesdienst feiern, die das, was sie im Gottesdienst feiern, auch gemeinsam leben und anderen gegenüber die geforderte Nächstenliebe erweisen. Diese sehr einfach strukturierte Antwort wird da gefährlich oder problematisch, wo sie als eine Art Rückzug in die Sakristei verstanden wird. Es muss zumindest exemplarisch gelingen, in der Gesellschaft Zeugnis zu geben. Gerade dafür ist die Institution, sind Strukturen notwendig, die freilich ihren dienenden Charakter nicht vergessen dürfen.

Mitschke: Ich hoffe, dass das christliche Profil dadurch geschärft wird, dass die Institution Kirche erkennt und anerkennt: es geht um jeden Einzelnen. Er ist das Wichtigste und die Institution hat ihm zu helfen, seinen Weg zu Gott zu finden. Ich hoffe auf Pilgerführer, die nicht verzagen,

sondern die Glut in die Zukunft tragen. Die Institution der pilgernden Schar wird es weiter geben. Das spirituelle Verlangen steckt uns in den Genen. Und ich hoffe, dass die Institution Kirche den Zeitpunkt nicht verpasst, dass sie loslässt, sich dem Pilgerzug anschließt und mutig mit Visionen anführt.

Heimbach-Steins: Ich übersetze für mich die Frage nach dem christlichen Profil heute in die Frage: Kann das Evangelium heute noch eine gute Neuigkeit sein? Das hängt an uns, an jedem Einzelnen, an jeder Einzelnen. Der springende Punkt ist aber, wie wir uns gemeinsam um das Evangelium scharen – das ist Kirche. Das Grundproblem, mit dem die Kirche als diese Gemeinschaft ständig und schon immer zu kämpfen hat, heißt: Wie kann sie einerseits das Feuer lebendig halten und nicht die Asche anbeten, andererseits sich eine Gestalt geben, die tragfähig ist, die nicht dem Zufall des Tages überlassen bleibt. Das ist das Problem zwischen Charisma und Institution, an dem wir zur Zeit sehr hart anstoßen. Ich hoffe sehr, dass mit denen, denen das Evangelium wichtig bleibt trotz der harten Kollisionen mit dem institutionellen Charakter der Kirche, das Licht weiter leuchtet, dass Menschen nach dem fragen, was in uns brennt und der Funke dann überspringt. Mein persönliches Anliegen als Christin, als Theologin, als Frau, die sich der Kirche intensiv verbunden weiß, ist, dass es uns gemeinsam in Gemeinschaften, die den Glauben feiern und in die Welt tragen, gelingt, das Feuer immer wieder neu zu entfachen. Weil der Heilige Geist dann doch an geeigneten Stellen wirksam ist und weht, bin ich letzten Endes zuversichtlich.